Gestörter Genuß.

Warum John Nitsch Esq. seiner Strohwittwerschaft nicht froh werden kann.— Warum er Luftveränderung benöthigt.

Mister Editer!

Hawwe Sie schun emol was gehört vun Verfolgungswahnsinn? Daß mer überall denkt, es sein Feind un Mörders un Spione un annere Ennemies hinner Ei'm her? Well, Mister Editer, des hen Ich jetz.

Nämlich, Sie wisse ja, die Alti is in der Caunty. Die ganze häppy Fämili ersept Mich is in der Country. Ich könnt also jetz e ganz gemüthliches Lewe führ'n wann die Alti nit beim Fortgehn gesagt hätt: „John, mach kee Sache! Ich erfahr Alles. Also mach lieber kee Sache. Dann Du kannst Dich druff verlosse, ich erfahr werklich Alles." Un da derbei hot die Alti de Zeigefinger vun der rechte Hand geschätt un Mich so angeguckt, als wenn sie all Mei Intentschens aus Mir erauslese könnt.

Der Fingerschätzt, der Blick vun der Alti un die Worte: „John, ich erfahr Alles," die sein Mei Fluch. Die spoile Mei ganzes Entschoiment. Ich möcht wisse, wozu e Mann vun seiner Frau Wäläschen kriegt, bei die Fämili uff's Land ze gehn, wann mer ihm jede Tschäns nimmt, Fon zu hawwe.

Nit, als wann Ich was Unrechtes vorhätt, Mister Editer! Gott soll Mich bewahrn! Im Gegetheil. Awwer der Gedanke, daß es der Alti ja doch ganz falsch vorgestellt werd, und daß sie's noch fälscher uffaßt, der is es, wo Mich um jedes Vergnüge bringt.

Also, for Instenz, Ich steh Morchens uff un kimm erunner zum Breckfescht un thu ganz gut fühle, un des Mädche, wo die Alti da gelosse hot, bringt mer de Koffie, well, da fühl Ich wie dem Mädche frentli ze Mut: „Gute Morche, mei Kind," un verleicht inzidentelli sie in die Backe ze petze. In dem Augeblick fällt Mir ei, daß des Mädche e Spion sei könnt, Ich seh die Alti vor Mir stehn un de Finger schähte, un Ich fang an, zu brumme un roff zu dem Mädche ze spreche.

Dann geh Ich aus. Un Ich thu wieder gut fühle un kaaf Mir e Bottenhol-Bugettche un steck mer's in's Knopfloch un summ so e Liedche vor Mich hi un lach die Menschen, wo Mir begegne, vergnügt an, da — uff emol steht die Butscherfrau oder die Grocerfrau oder die Bäckerfrau vor ihrer Thür un — well, mer kann nit wisse, ob die nit der Alti schreibt, ich wär förchterlich vergnügt un so Sache, un die Alti wär dann im Stand un käm zerück. Ich trau noch nit emol dem Tschalli seiner Frau un hen immer so en geheime Hinnergedanke, wann Ich e Battel order: Die Misses Tschalli schreibt's der Alti.

Wann Ich in e Car steig, da muß Ich immer umgucke, weil Ich so e unbestimmtes Gefühl hen, die Misses Meyer an der Eck oder ergend e annere Spionin vun der Alti könnt hinner Mir sitze.

Wann Ich emol nach Coney Eiländ oder Rockaway oder so wo hinfahr, un geh dort ergendwo enei, wo belehrende un instruktive Sache zu sehe sein — Ich guck mich immer um, weil Ich des Gefühl hen, als wär'n der Alti ihre Spione üwwerall um Mich erum. Wann e Fimäl in Mei Näh kimmt, da möcht Ich am liebste sage: „Gehscht De weg!" un gestern bin Ich aus erer Car ausgestiege, weil e hübsches junges Mädche sich nebe Mich gesetzt hot.

Un wann Ich Abends heim kimm, da such Ich immer erst e Viertelstund an der Hausthür erum, ob da nit e heimlicher automatischer Apparätus angebracht is, wo die Zeit rödschistert, wann der Schlüssel in's Loch gesteckt werd.

Jetz frog Ich Ihne, Mister Editer: Sein das Zuständ for en harmlose, unschuldige Mann, wo des beste Gewisse vun der Welt hot? Is es da zu verwunnern, wann e Mann, weil er den förchterliche Strahn nimmer vertrage kann, blos um sich ze zerstreue, emol in de Strudel der Vergnügungen störzt, oder zur Battel greift? Ich denk nit!

Mister Editer, Ich könnt heule, wann Ich dra denk, was for e solides, ruhiges, einfaches, zefriedenes, häusliches Lebe Ich jedefalls geführt hätt während der Alti ihrer Abwesenheit, wann sie Mich nit dorch des Fingerschähke un den Blick un die Worte „John, mach kee Sache; Ich erfahr Alles!" so nörvoß gemacht hätt, daß es feinelli in Verfolgungswahnsinn ausgeartet is.

Des geschieht jetz der Alti grad recht, daß Ich Mich so ungemüthlich fühl!

Ihne das Nämliche wünschend,
Mit Rigards
Yours
John Nitsch, Esq.

Ich hen heint mit eme Datter üwwer Mein Zustand gesproche. Er hot gesagt: „Luftveränderung!" Ich soll in ergend e Stadt, wo die Alti keine Bekännte hot, un soll Sorge trage, daß Mir kei Brief nachgeschickt wern. Deswege wäre es das Beste, wann Ich mein Aufenthalt Niemand sage thät. Dann thät Ich sehr bald Ruh finde un die beunruhigende Erscheinunge wern uffhörn.

Ich glaab, der Datter hot Recht. Mein nexte Brief wern Sie aus der anonyme Inkognito-City kriege un Ich werd de Postmäster triete, daß er de Stämp so verwüscht, daß mer's nit lese kann. Ich will aach emol Mei Ruh hawwe, Mei königlich bayerisch Pfalzgraf bei Rheinisch-Amerikanische. D. O. Esq.

Der Mensch im Wasser.

Die Kunst des Schwimmens wird gegenwärtig, in der warmen Jahreszeit, von Alt und Jung in weitestem Umfange geübt; und doch wissen die wenigsten von denen, die ihren Körper in die kühle Fluth tauchen und durch das feuchte Element dahingleiten, welchen besonderen Gesetzen der Körper bei dieser Art der Fortbewegung gehorcht. Zum Schwimmen an sich, das heißt, um sich über Wasser zu erhalten, sind bekanntlich so gut wie gar keine Bewegungen erforderlich. Das soll daran liegen, daß der menschliche Körper leichter ist als Wasser. Wie Dr. du Bois-Reymond in der Naturwissenschaftlichen Rundschau ausführt, hat sich das nach neueren Bestimmungen nicht bestätigt. Dagegen sind die meisten Menschen allerdings leichter als das Wasser, das sie verdrängen, wenn ihre Lungen aufs äußerste mit Luft gefüllt sind. Könnte man dauernd in diesem Zustande bleiben, so würde man ohne Bewegung schwimmen können. Deshalb ist das Haushalten mit dem Athem das wichtigste; die Bewegungen kommen an zweiter Stelle. Und jeder Schwimmer weiß, daß — um sich blos über dem Wasser zu halten — nur sehr geringe Anstrengung erfordert wird. Handelt es sich indessen um eine wirkliche Fortbewegung beim Schwimmen, so erfordert diese schon bei mäßiger Geschwindigkeit eine recht bedeutende Anstrengung. Schnelles Schwimmen erschöpft in kürzester Frist selbst kräftige Personen, falls sie nicht besonders eingeübt sind.

Wissenschaftlich betrachtet, erweist sich das Schwimmen als eine äußerst unzweckmäßige Art der Fortbewegung, indem eine größere Arbeitsmenge dazu verwendet wird, Theile des Körpers umherzuschleudern, als dazu, den Gesammtkörper durch das Wasser zu treiben. Die auf solche Art scheinbar sinnlos verschwendete Energie würde gespart werden, wenn die Schwimmbewegungen langsam gemacht würden. Der Erfolg der Schwimmbewegungen hängt aber gerade von ihrer Geschwindigkeit ab. Langsame Schwimmstöße sind so gut wie nutzlos. Der Widerstand des Wassers wächst nämlich mit der Geschwindigkeit. Wird das Bein sehr schnell ausgestoßen, so ruft es einen entsprechend größeren Widerstand im Wasser hervor, und bei hinreichender Geschwindigkeit des Stoßes findet die kleine Fläche des Fußes einen so starken Widerstand, daß er den des viel größeren Rumpfes bei einer geringen Geschwindigkeit übersteigt. Daher bleibt der Fuß annähernd an seiner Stelle, und der Rumpf wird durch das Wasser getrieben. Diese Betrachtung erklärt, warum es auf die Form der Bewegungen so wenig ankommt. Falsch ist die Theorie, die noch heute in Schwimmschulen herrscht, daß durch Zusammenschlagen der Schenkel eine Wassermasse nach hinten geworfen werde, deren Rückstoß den Körper vorwärts treibe. Die Unhaltbarkeit dieser Auffassung wird schon in der Praxis täglich dadurch bewiesen, daß außer den Schwimmschülern an der Angel Niemand die Beine beim Schwimmen wirklich zusammenschlägt. Da nach alledem nun plötzliche Bewegung der Gliedmaßen beim Schwimmen förderlich sein kann und plötzliche Bewegung der schweren Gliedmaßen beträchtlichen Energieaufwand bedingt, ist auch die Ursache nachgewiesen, weshalb das Schwimmen, zumal das rasche Schwimmen eine so große Anstrengung erfordert. Der Mensch ist offenbar für Bewegung im Wasser ungünstig gestellt, weil er bei seinen Bewegungen sehr große Gliedmaßen rasch bewegen muß.

Auf Kosten Kentukys.

werden bekanntlich viele Schnapswitze gemacht. Hier ist einer davon:

Signor Zanetti, der Zauberer, führte einem auf's höchste gespannten Zuschauerkreis in einem Städtchen jenes Staates seine Kunststücke vor. Einmal trat er vor und sagte:

„Für mein nächstes Kunststück gebrauche ich eine kleine Whiskyflasche. Will einer der Herren so freundlich sein, mir eine solche Flasche zu leihen?"

Niemand rührte sich. Der Zauberer schien überrascht. Mit einer bittenden Geberde sagte er:

„Ich hatte einen anderen Eindruck von den Sitten Kentuckys. Vielleicht haben Sie mich nicht verstanden. Will einer der Herren so freundlich sein, mir eine kleine Flasche Whisky zu leihen?" Kein Mensch rührte sich. Der Zauberer bat um Entschuldigung und sagte, dann müsse er das beabsichtigte Kunststück für diesmal vom Spielplan streichen. Er wandte sich seinem Tische zu, als im hinteren Theile des Saales ein Mann aufstand und rief:

„Mister, könnten Sie eine große Flasche gebrauchen?"

„Gerade so gut," antwortete Zanetti. Im Augenblick war jeder einzelne Mann unter den Zuschauern auf seinen Füßen und streckte dem Zauberer eine solche Flasche entgegen.

Die gute alte Zeit.

Humoreske von Ernst Jaeger.

Mein Großvater — der übrigens Förster war — pflegte aus seiner Jugendzeit gern folgende Geschichte zu zählen:

„Ich diente als Soldat in der kleinen Festung B. Eines schönen Tages, es war im November, soll ich mit meinem Freunde Wilhelm außerhalb auf Wachdienst gehen. Gut, wir thun's. Gegen Abend werden wir abgelöst und machen uns auf den Heimweg.

Nun stand aber hart an der Landstraße ein Wirthshaus, wo es einen guten Tropfen gab. Außerdem wurde das edle Naß von des Wirthes Töchterlein kredenzt, und so blieben wir sitzen und merkten nicht, wie die Zeit verrann. Auf einmal sagt mein Freund zu mir: „Du, Fritze,: es ist schon dunkel, wir müssen aufbrechen!"

„Herr des Himmels!" sage ich, „das Thor wird ja bald geschlossen."

Wir bezahlen schnell unsere Zeche und hinaus geht es. Wir waren kaum 500 Schritte gelaufen, da hören wir die Retraite blasen.

„Du!" ruf' ich meinem Freunde zu, „auf dem Landweg kommen wir nicht mehr zur rechten Zeit, wir müssen auerfeldein, hier gerade aus!"

Und nun rannten wir über den gefrorenen Sturzacker in der rabenschwarzen Nacht, so gut uns unsere Beine tragen konnten. Alle zehn Schritte lag einer von uns auf der Erde.

„Du, Willy," sage ich zu meinem Freunde, der hinter mir herkam, „jetzt sind wir bald fein 'raus; da fängt gleich die Wiese an." In demselben Augenblick verliere ich das Gleichgewicht, ich stürze hin und es gibt einen Krach, daß ich glaube, mir sind alle Knochen im Leib zerbrochen.

„Fritze, was ist mir Dir?" ruft mir mein Freund zu.

„Keine Ahnung!" sagte ich. „Zuerst hilf mir aus dem verfluchten Graben heraus. Ein Glück, daß kein Wasser drin ist."

Er reicht mir die Hand, ich taste nach meinem Gewehr da lag es unter mir. Ich hebe es auf, es kommt mir so sonderbar vor. Und wie ich es näher betrachte — du meine Güte — es ist zerbrochen. — Na, Ihr könnt Euch meinen Schreck denken. —

„Mensch," sagt mein Freund, „jetzt ist nichts zu machen; wir müssen uns beeilen, daß wir überhaupt noch in die Stadt kommen."

Nun, wir waren ja nicht mehr so weit entfernt und kamen noch im letzten Augenblick hinein.

„Du, Willy," sage ich, als wir auf der gemeinsamen Stube waren, „was machen wir jetzt?"

„Hm!" meinte er, „wenn Du Dich meldest, kommt die ganze Geschichte 'raus und wir kriegen unsere acht Tage streng." —

„Weißt Du, sage ich, „wir nageln die Karline zusammen!"

Gesagt, gethan. Ein paar Nägel waren zur Stelle, ein Stiefeltnecht diente uns in Ermangelung eines Hammers als Schlaginstrument, und so spielten wir beim Scheine unseres qualmenden Oellämpchens Waffenschmiede. Mein Freund hielt, und ich nagelte.

Endlich war das Werk gelungen Ich machte noch einige zaghafte Uebungen, und es ging ganz gut, obwohl der Kolben nicht sehr fest saß. Aber, wie gesagt, es ging einigermaßen und so schlief ich beruhigt ein.

Am nächsten Morgen war Kompagnie-Exerzieren. Ich wartete mit Angst und Bangen der Dinge, die da kommen sollten. Zu allem Unglück stand ich noch im ersten Glied. Nun ging es los.

„Stillgestanden!" kommandirte der Hauptmann. „Schultert das Gewehr!" Ich wagte das Gewehr kaum anzufassen, denn der Kolben wackelte doch ziemlich bedenklich. Die Folge davon war, daß ich zu spät kam. Der Hauptmann hatte es sofort bemerkt.

„Kerl!" schreit er mich an, „er macht die Uebung allein!" Jetzt war ich fertig. „Schultert das Gewehr!" Du lieber Himmel, der Kolben hing nur noch lose dran.

„Kerl!" schreit er mich wieder an, „wie geht er mit dem Dings da um! Gerade so als wenn er ein Wickelkind in den Händen hätte. Greife er doch 'mal 'rein, und wenn das ganze Gewehr in Stücke geht! Achtung! Präsentirt das Gewehr!"

Das ließ ich mir nicht zwei Mal sagen. Ich faßte zu, daß es nur so klirrte, und schwapps! da lag der Kolben an der Erde. —

Der Hauptmann war wie versteinert.

„Kerl," sagte er dann, „ja sieht er, er hat mich etwas zu wörtlich verstanden. Na, aber der Griff war gut. — Austreten! Laß er sich ein neues Gewehr geben."

Wer war froher als ich. Nach fünf Wochen war Weihnachten und ich wurde zum Gefreiten befördert."

Das war im Jahre eintausendachthundertundvier.

Faule Zeit.

„Wie kommt es, daß Sie, der bisher immer nur wegen Bettelns bestraft worden ist, sich plötzlich auf's Stehlen gelegt haben?"

Dieb: „Das Betteln bringt jetzt zu wenig ein, Herr Gerichtshof, weil meine Kundschaft sich jetzt in den Bädern befindet!"

„Könne kann er's nit."

Es war in der Manöverzeit. Die hessische Division hielt, so erzählt die „Frkf. Ztg.", ihre Uebungen im Odenwald ab, im Dorfe B. lag ein Bataillon Infanterie im Quartier. Die Truppen hatten einen anstrengenden Tag hinter sich, und schon vor dem Zapfenstreich suchten sich Offiziere und Mannschaften für die Anstrengungen des folgenden Tages, an dem sehr früh abmarschirt werden sollte, durch einen tüchtigen Schlaf zu stärken. Sehr lebhaft ging es an diesem Abend im Gasthof „Zur Post" zu. Hier saßen in der „besseren" Wirthsstube die „Honoratschiore": der Bürgermeister, der Pfarrer, der Apotheker, die Lehrer, kurz, alle angesehenen Persönlichkeiten des Ortes. Auf der Tagesordnung standen die militärischen Ereignisse; der Meinungsaustausch war sehr lebhaft, da man sich in verschiedenen Gruppen unterhielt und jede Gruppe die anderen zu überbieten suchte. Unmittelbar über dem „Honoratschiorestibche" versuchte der Major, der in der „Post" einquartirt war, zu schlafen. Infolge des unten herrschenden Lärms wollte ihm sein Vorhaben jedoch nicht so recht gelingen. Kurz nach 11 Uhr erschien der Bursche des Majors in der besseren Gaststube:

„Eine Empfehlung vom Herrn Major, und er ließe die Herren um etwas mehr Ruhe bitten, da er bei der überlauten Unterhaltung nicht schlafen könne."

Für kurze Zeit flaute nun die Unterhaltung ab, um jedoch bald wieder die frühere Lebhaftigkeit und Stärke zu erreichen. Nach einer Viertelstunde erschien der Bursche zum zweiten Male, um das Ersuchen um Ruhe wiederholen. Als auch hierauf derselbe Erfolg wie beim ersten Male eintrat, kam der Bursche zum dritten Male:

„Wenn die Herren sich jetzt nicht ruhig verhalten, läßt der Herr Major die Wache holen und alle hinauswerfen."

Auf diese Kriegserklärung traten einige Minuten peinlichen Schweigens ein. Endlich fragte einer der Gäste, dem Zweifel der Berechtigung des Majors zu diesem summarischen Verfahren aufstiegen:

„Herr Bürgermeister, kann der Major denn das?"

Worauf das Dorfoberhaupt zur Antwort gab:

„Könne kann er'sch nit. Wann er'sch awer dhut, flieje mer draus."

Gelungene Prophezeihung.

Ein glücklicher Prophet war der italienische Verleger, der für das Jahr 1868 einen Kalender herausgab, den er mit einer politischen Satire auf Napoleon der Dritte schmückte. Unter den italienischen Patrioten herrschte damals mächtiger Ingrimm gegen den ehemaligen Verbündeten Viktor Emanuels, weil Garibaldis Unternehmung auf Rom im November 1867 durch die französischen Chassepots bei Mentana vereitelt worden war. Dem französischen Botschafter in Rom sandte zum darauffolgenden Neujahrstag das patriotische Comite „im Namen der bei Mentana Gemordeten" einen seltsamen Glückwunsch, bestehend in einer Nachbildung des bekannten Bildes der Germania als Wacht am Rhein mit der Unterschrift: „Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor" (Rächer, erstehe Du mir einst aus meinen Gebeinen)! Noch deutlicher aber wurde der obige Kalenderverleger, der den Untergang Napoleons durch den Krieg mit Preußen klipp und klar voraussagte. Das Titelblatt seines Kalenders zeigte ein Uhrzifferblatt mit dem Antlitz Napoleons, dessen langer steifer Schnurrbart die Zeiger bildete. Die einzelnen Stunden waren mit folgenden historischen Beischriften versehen: 1 Uhr Republik, 2 Uhr Präsidentschaft, 3 Uhr 2. Dezember, 4 Uhr Sebastopol, 5 Uhr Proklamation von Mailand, 6 Uhr Magenta und Solferino, 7 Uhr Villafranca, 8 Uhr Nizza und Savoyen, 9 Uhr Mexiko, 10 Uhr Besetzung von Rom, 11 Uhr Krieg gegen Preußen, 12 Uhr Sturz vom Thron. Und genau so ist es gekommen.

Ein gewisser Mensch namens Mozart.

Ein Berliner Blatt erinnert an eine wunderliche, gegen Mozart gerichtete „Erklärung", die im Jahre 1782 in der „Leipziger Zeitung" erschien. Sie lautete: „Ein gewisser Mensch, namens Mozart in Wien, hat sich erdreistet, mein Drama „Belmonte und Constanze" zu einem Operntexte zu mißbrauchen. Ich protestire hiermit feierlichst gegen diesen Eingriff in meine Rechte und behalte mir Weiteres vor. Christoph Friedrich Bretzner, Verfasser des „Räuschchen". Ohne den „Mißbrauch des gewissen Menschen, namens Mozart" zum Libretto der „Entführung aus dem Serail" wüßte heute kein Mensch von Herrn C. F. Bretzner und seinem Räuschchen.

Liebt Jugend.

Der Herr Professor, ein Verfechter der absoluten Alkoholabstinenz, ist nach München berufen worden. Die Frau Professor hat eine Köchin angenommen; nachdem mit dieser alles verabredet ist, sagt die Frau Professor: „Und schließlich noch eines: in unserem Hause darf kein Alkohol getrunken werden. Sie müssen also auf das sonst hier übliche Bier verzichten."

„S' is schon recht," sagte die Köchin, ich bin früher scho mal in so anere g'retteten Säuferfamilie gewesen!"

Intelligenz und Haarfarbe.

Was die Geistesthätigkeit mit der Farbe unseres Haares zu thun hat, ist nicht ohne weiteres ersichtlich. Einem französischen Forscher blieb es vorbehalten, auch hier einen Zusammenhang zu finden. In den Schulen zu Lille wurden nämlich vor einiger Zeit Untersuchungen angestellt, um etwaige Beziehungen der Hautfarbe zur Intelligenz klarzulegen. Das Resultat war ein eigenartiges. Von den Knaben waren die mit nußbraunen Haaren die besten Zöglinge, während von den Mädchen die blondhaarigen am leichtesten lernten. Im Rechnen standen die nußbraun- und blondhaarigen Mädchen an erster Stelle; dagegen schrieben sie einen unbedeutenden Stil. Die schwarzhaarigen Schüler beider Geschlechter verfügten über eine lebhafte Vorstellungskraft und zeigten eine fesselnde Schreibweise; sie besaßen Beweglichkeit und Ursprünglichkeit. Am schlechtesten schneiden die rothhaarigen Knaben und Mädchen ab, auch in gesundheitlicher Hinsicht. Die schwarzhaarigen Knaben sind übrigens auch gesunder als die nußbraunen und blonden und mehr für Lob oder Tadel empfänglich als die anderen. Höchst wahrscheinlich erklären sich alle diese Verschiedenheiten aus der Blutmischung oder Abstammung. Die blonden Zöglinge und die mit braunem Haar haben vlämisches Blut in ihren Adern, die dunkelhaarigen stammmen von den Kelten, d. h. Galliern ab.

„Weil ich zum Betteln zu stolz bin!"

Die „Bohémia" berichtet aus Wien: Vor dem Strafrichter des Bezirksgerichts Leopoldstadt stand dieser Tage ein vierzehnjähriger Bursche unter der Anklage der Vagabondage. Ueberrascht war der Richter, als der Angeklagte Anton Hlavacek auf die Frage, wovon er lebe, antwortete: „Von dem, was ich mir so zusammenstehle." Der Bursche sagte das ganz gleimüthig, wie etwas Selbstverständliches. Richter: „Sie stehlen also? Und was?" — Angekl.: „Was ich so zum Leben brauch'. Meistentheils a Brod und a Wurst dazu und Orangen." Richter: „So. Und warum stehlen Sie?" Angekl.: „Weil ich zum Betteln zu stolz bin!" Richter: „Wie lange stehlen Sie schon?" Angekl.: „No, so a vierzehn Täg. Manchmal laff' i ah Stiefel'n mitgeh'n am Tandelmarkt." Richter: „Haben Sie das schon oft gethan?" Angekl.: „A sechsmal, glaub ich." Richter: „Und wie theuer verkaufen Sie die Schuhe?" Angekl.: „Wenn's a armer Teufel is, um veirzig Kreuzer, sunst um a Krandl (Krone) zwanz'g." Richter: „Glauben Sie daß die Sachen, die Sie im Ganzen gestohlen haben, mehr als fünfzig Kronen werth sind?" Angekl.: (lachend): „A mehr scho! So a fufzig Guld'n." Richter: „In vierzehn Tagen?" Angekl.: „Ja." — Der Richter beschließt, mit Rücksicht auf den 50 Kronen übersteigenden Schaden den Akt dem Landesgericht abzutreten.

Goethe als Zeichner.

In der kaiserlichen Hof- und Familienbibliothek zu Wien wurde vor einiger Zeit vom Skriptor Jureczek in der Lavater'schen Sammlung ein bisher unbekanntes Jugendbildniß Goethe's aufgefunden, das von den Goethe-Forschern als von dem Maler Schmoll, dem Schwiegersohne Lavater's, herrührend, erkannt wurde. Nun wurde in der Sammlung weiter geforscht, ob sich nicht auch das Bild Schmoll's, von Goethe gezeichnet, auffinde, denn in Lavater's Tagebuch kommt der Satz vor: „Goethe zeichnet Schmoll." Es wurden vier Bildnisse Schmoll's gefunden. Eines darunter verräth die Hand eines Dilettanten, und da der Maler hier im Reiserocke mit schwarzem Kragen und Halstuch dargestellt ist, hält man es für wahrscheinlich, daß es dasjenige Bild ist, welches Goethe gemalt hat, und zwar auf der Reise, die er gemeinsam mit dem Künstler unternommen hatte.

Im Kampf um den Thaler.

Folgende Erinnerung aus dem Ende der siebziger Jahre, die ein Leser der „Tägl. Rundschau" mittheilt, beweist, wie wenig sich damals das Publikum im geschäftlichen Leben der neuen Münzen bediente, obwohl sie damals schon beinahe ein Jahrzehnt im Verkehr waren: Ein musikalisch veranlagter Landbewohner will sich, weil seine alte Geige unbrauchbar geworden war, ein neues Instrument zulegen; gelegentlich einer im Dorf stattfindenden Tanzmusik wendet er sich deshalb an den die Geige spielenden Musikanten, der auch dem vorgeschlagenen Handel nicht abgeneigt ist und auf die Frage nach dem Preise 5 Mark fordert, worauf der Käufer erwidert: „Wat, 5 Mark willst Du hewwen? 2 Daler will ick D gewen, äwer miehr keinen Penning." Ohne viel Besinnen begnügt sich der Musikant mit dem unerwartet erhöhten Preise, vielleicht ebenso sehr freut sich aber auch der Käufer über sein erfolgreiches Abhandeln...

Unangenehm.

A.: „Es war zu ärgerlich, daß ich die Reise nicht mitmachen konnte, — ich hätte die alten Studiengenossen auch so gerne wieder einmal gesehen, — nun, habt ihr recht viele Erinnerungen ausgetauscht?"

B.: „Ei gewiß, und denke Dir nur, dabei bin ich erst darauf gekommen, daß Du mir von der Studienzeit her noch 20 Mark schuldest."

Im Seebad.

Sie: „Die Aussicht auf das stürmische Meer ist doch herrlich. Findest Du das nicht auch, Männe?"

Er (mit einem ärgerlichen Seitenblick auf seine schon etwas angejahrten drei Töchter): „Was thue ich mit der Aussicht auf das stürmische Meer, die Aussicht auf einen stürmischen Freier für eine von unserem Vierteldutzend wäre mir bei weitem lieber!"

Erklärt.

„Hast Du g'hört, Sepp, der Schreiner-Toni, den's erst vor acht Wochen aus dem Irrenhaus entlassen haben, will heirathen?"

„Er wird halt 'nen Rückfall bekommen haben."

Verlorenes Vertrauen.

Bettler (der einen Cent bekommen hat): „Bloß einen? Sonst habe ich hier doch immer zwei bekommen! Hm, da scheint mir was faul zu sein!"

Jubelfeier.

Morgen feiern wir ein kleines Jubiläum bei uns zu Haus.

So, was denn für eins?

Unsere Köchin ist schon 25 Tage bei uns im Dienst.

In der Schule.

Wenn Du zehn Pfennig hast und der Hans hier hat fünf und Du nimmst sie und thust sie zu Deinen dazu, was giebt das?

Eine große Keilerei!

Vor Gericht.

Richter: „Leugnen Sie doch nicht länger. Sie sind es gewesen und haben auch noch Mitschuldige!"

Angeklagter: „Bitte sehr — Mitunschuldige!"

Symbolisch.

„Weswegen ist denn die Verlobung des Herrn Barons Pumpenberg mit der Komtesse Hammernix auseinander gegangen?"

„Na, weg'n nix und wieder nix!"

Getroffen.

Lehrer: „Die Schlacht bei Sedan war also am 1. September. Müller, kannst Du mir vielleicht sagen, was unmittelbar vorausging?"

Müller: „Der 31. August!"

Praktisch.

Tante: „Na, Elschen, wie gefällt Dir denn Dein neues Puppenhaus?"

Elschen: „Ach, sehr gut, aber ich brauche es nicht, und da habe ich es für 10 Pfennig die Woche an meine Freundin Lieschen vermiethet."

Aus der guten alten Zeit.

Hauptmann: „Aber Niedermeyer, wie kommt er dazu, mich nicht zu grüßen?"

Bürgergardist: „Fallt mir gar nit ein! Zahl erscht die Hosen, um die i Di schon seit Neujahr man'."

Das angehende Pumpgenie.

Der kleine Fritz (der vor 4 Wochen von der Großmama einen Quarter bekommen hat, weil er sich so brav einen Zahn hat ausziehen lassen): „Großmama, kannst Du mir nicht auf den nächsten Zahn 5 Cents Vorschuß geben?"

Liebeszeichen.

Stubenmädchen: „Sie haben wohl an Ihren Grenadier geschrieben? Aber mit dem Fettfleck können Sie den Brief doch unmöglich fortschicken!"

Köchin: „Warum nicht? Den habe ich ja absichtlich hineingemacht, damit mein Schatz sieht, daß ich an ihn denke!"

Kein Malheur.

Lehrling (erschrocken): „O weh, da habe ich einen bösen Bummel gemacht!"

Chef: „Was ist denn los?"

Lehrling: „Ich habe dem Herrn, der eben hinausgegangen, ein Enthaarungsmittel verkauft und er hat ein Haarerzeugungsmittel verlangt."

Chef (gelassen): „Das macht nichts, — das ist alles eine Wichse."

Falscher Verdacht.

„Mir scheint, Sie fahren Automobil, Sie riechen ja nach Benzin."

„Nein, meine Frau hat nur meine Kleider geputzt."

Die Trauerspende.

Karlchen: „Aenne scheene Empfehlung von meiner Mutter und es thäte ihr recht leed, daß der Herr Kantor gestorben ist, und weil mer keenen Kranz nich kriegen konnten und gerade Schlachtfest war, schickt se davor eene — Schwarzwurschst!"